Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 6

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Studien machen Leute

Mein Sohn Martin hört die Trillerpfeife hinter sich, parkiert seine Vespa am Strassenrand und stellt sich dem Zorn einer gestikulierenden und schimpfenden Obrigkeit.

«Glauben Sie eigentlich, Sie können herumfahren, wie es Ihnen gerade passt?» «Nein. Ich habe Sie übersehen – leider! Wieviel macht's?» «Mich übersehen, das sagen alle.» «Erstens stimmt's, denn Sie standen auf der Seite, zweitens bin ich hier, damit Sie nicht glauben, ich wolle mich drücken. Wieviel macht's?» «Fünfzig Franken. Gehen Sie aufs Büro in der ... strasse. Bei amtlicher Zustellung kostet's nämlich 28 Franken Schreibgebühr extra.»

Martin bedankt sich für den Tip und sucht gleichentags das Büro unter der genannten Adresse, doch er findet es nicht. Tags darauf fragt er sich telefonisch durch und bittet den Polizeibeamten, den Bussenzettel nicht abzuschicken, denn: «Ich bin Student, und schon fünfzig Franken bedeuten eine Menge Geld für mich.» Die Stimme am anderen Drahtende verliert an Schärfe, wird höflich, respektvoll. «Ach so, Sie sind Student. Was studieren Sie, wenn ich fragen darf?» «Medizin.» «Sind Sie schon weit mit dem Studium?» «Elftes Semester.» «Dann sind Sie ja bald fertig. Also, welche Zeit würde Ihnen passen? Geht es um 14 Uhr?»

Martin ist pünktlich. Am Schalter steht jedoch der falsche Mann und erklärt ihm barsch, sein kompetenter Kollege sei nicht da. «Aber er hat mich auf 14 Uhr bestellt!» «Er regelt den Verkehr, also ist er nicht da. Kommen Sie zwischen 17 und 18 Uhr!» Martin beherrscht sich – im Gedanken an eine zusätzliche Busse.

Um 17 Uhr 15 steht der Delinquent am selben Ort und wird vom selben Beamten mit denselben Worten abgewiesen. «Sie haben mir vor kaum drei Stunden gesagt, dass ich zwischen 17 und 18 Uhr meinen Mann hier treffen werde, und nun ...» «Das habe ich nicht gesagt!» Es bleibt Martin nichts anderes übrig, als zu verschwinden.

Am nächsten Tag versucht er es wieder via Telefon und – bekommt den richtigen Mann an den Draht. «Aha, mhm, jaja, können Sie vielleicht jetzt kommen, sofort?» Abermals fährt Martin vom Aussenquartier quer durch die Stadt an den Ort, der ihm langsam zur Zwangsvorstellung wird. Wieder steht der falsche Mann am Schalter. «Mein Kollege kann Sie nicht empfangen, er ist beschäftigt.» Martin sieht rot. «Glauben Sie vielleicht, ich sei nicht beschäftigt?» «Zeigen Sie einmal Ihren Ausweis! Ach soo – aha, Sie sind Student? Was studieren Sie denn?» Martin ballt die Fäuste, brüllt: «Medizin!» «Mhm, äh, und wie lange schon?» «Elftes Semester!» «Also dann, einen Augenblick bitte, ich telefoniere meinem Kollegen, er ist im unteren Stock.» Eine Minute verstreicht. Der Sünder ringt nach Fassung. Dann darf er vernehmen, dass ihm die Busse «für diesmal» erlassen sei. Martin grinst, bedankt sich und wird, schon an der Türe, nochmals gerufen. «Sie, mein Kollege lässt Ihnen ausrichten, Sie möchten ihn doch auch gut behandeln, falls er einmal im Spital ihr Patient ist. Sie wissen schon, wegen Schmerzen und so...» Nun hat mein Sohn Oberwasser. Mit einer Handbewegung, als mache er den Schlussstrich unter eine Rechnung, ruft er zurück: «Selbstverständlich, da sind wir grosszügig, sämtliche Wünsche werden erfüllt!» Und damit hat er seinen Abgang durch die Mitte.

Nun frage ich: Was wäre passiert, wenn sich der Fehlbare nicht als Student, sondern als Lehrling ausgewiesen hätte; wenn die Endsumme seiner Ausbildung nicht in die ärztliche Tätigkeit, sondern in den ebenso ehrenwerten Beruf eines Schlossers, eines Maurers, eines kaufmännischen Angestellten münden würde? Dreimal raten ist hier überflüssig.

Gritli

Der Retter in der Not

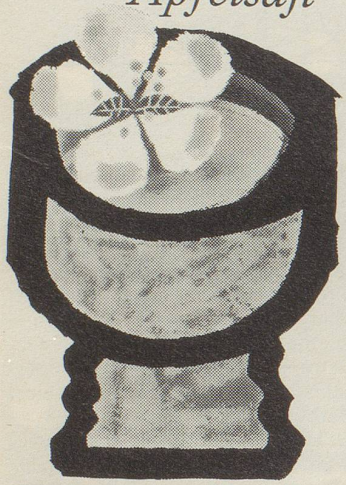
In meinen Händen liegt der ausgetrocknete Zitronenschnitz, zerbrochen, in seine Bestandteile aufgelöst. Dabei habe ich ihm so viel zu verdanken, hat er mir doch eine Menge Aerger erspart!

Eigentlich ist der ausgetrocknete Zitronenschnitz ein Modeschmuck, ein gelber Halbmond. Von meiner Tochter aus Salzteig modelliert, mit einer Sicherheitsnadel versehen und gelb angemalt. Jedermann hält den Mond zwar für einen ausgetrockneten Zitronenschnitz, aber meine Tochter lässt sich nicht beirren. Sie trägt ihn, allen Anfechtungen zum Trotz, mit Vorliebe an Papis mehr als zwanzigjährigem Patentmusterpulli. Den Pulli hat sie auf dem Estrich ausgegraben und annektiert. Heute trägt man so etwas, wenn man «in» ist. Die Aermel werden viermal umgestülpt, damit man die Hände freibekommt, falls man in der Schule einmal Notizen machen sollte. Wenn der Pulli bis zu den Knien reicht – um so besser! Dazu assortiert man als Halstuch eine ausgediente Gazewindel, die alle Geschwister einigermassen heil überstanden hat und die man selbst färbt.

Uns stand jüngst ein grosses Familienfest bevor. Nonas achtzigster Geburtstag. Alle freuten sich und machten Pläne. Eigentlich hätte ich mir denken können, dass nur der Zitronenschnitz samt Pulli und Zubehör als Tenü in Frage kam. Als schlechte Hausfrau hatte ich aber die Flecken neben dem Zitronenschnitz schlicht übersehen. Welche Mutter mustert ihre Nachkommen nicht mit kritischem Blick, bevor sie sie der versammelten Verwandtschaft aussetzt? Schnitz plus Flecken – nie im

«Alle hier hören auf den Namen Mizzi!»

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb

bsunders guet

Leben! Schnitz ohne Flecken, wenn es denn unbedingt sein muss! Bei Halbwüchsigen muss es immer «unbedingt» sein, das weiss ich aus Erfahrung. Was tut da eine schlechte, kluge Hausfrau, wenn die Zeit nicht mehr reicht, um einen Pulli zu waschen, geschweige denn zu trocknen? Sie nimmt heimlich den Schnitz vorne weg und befestigt ihn am Rücken des Pullis. Niemand merkt, dass hinten plötzlich vorne ist. Damit ist das Familienfest gerettet!

Der ausgetrocknete Zitronenschnitz hat Diskussionen, Tränen und ein schlechtes Gewissen verhindert. Nun hat er ausgedient. Vielleicht wurde ihm die Verantwortung zuviel? Vorläufig steht er auf dem Büchergestell meiner Tochter. «Vorläufig» kann lange sein, denn *ich* werfe ihn bestimmt nicht weg. Aus Pietät! *Dina*

Toleranz

Juhui, unser Mathilehrer ist für drei Wochen im Militärdienst, wir haben eine Aushilfe! Die Schüler fühlen sich befreit vom ständigen Notendruck, sie wollen die Zeit geniessen.

Da beide Töchter den gleichen Lehrer haben, erfahren wir am Mittagstisch alles über ihre Streiche. Hat doch ein Mädchen auf dem Klassenspiegel ihren Vornamen mit Adolfina angegeben. Als Adolfina vom ahnungslosen Lehrer aufgerufen wird, ist die Klasse erst verblüfft und kann sich dann kaum vom Lachen erholen. Dies ist der Auftakt. Nun werden alle Tricks angewandt! Massstäbe klebt man mit Wasser an die Wandtafel; sie fallen während des Unterrichts mit Gepolter auf den Boden. Der Schwamm wird versteckt, die Kreiden werden im Wasser eingeweicht, und ein Glas, mit Wasser gefüllt, wird auf den Rand der Wandtafel gestellt. Sobald jemand die Wandtafel bewegt, fällt das Glas herunter. Nahe an der Türe werden raffinierte Barrikaden aufgebaut, die beim Eintreten des Lehrers unweigerlich irgendeinen Schaden anrichten.

Wir Eltern finden solche Spässe bekannt und recht kindisch. Sogar die älteren Brüder schütteln die Köpfe. Aber die Klassen haben es lustig!

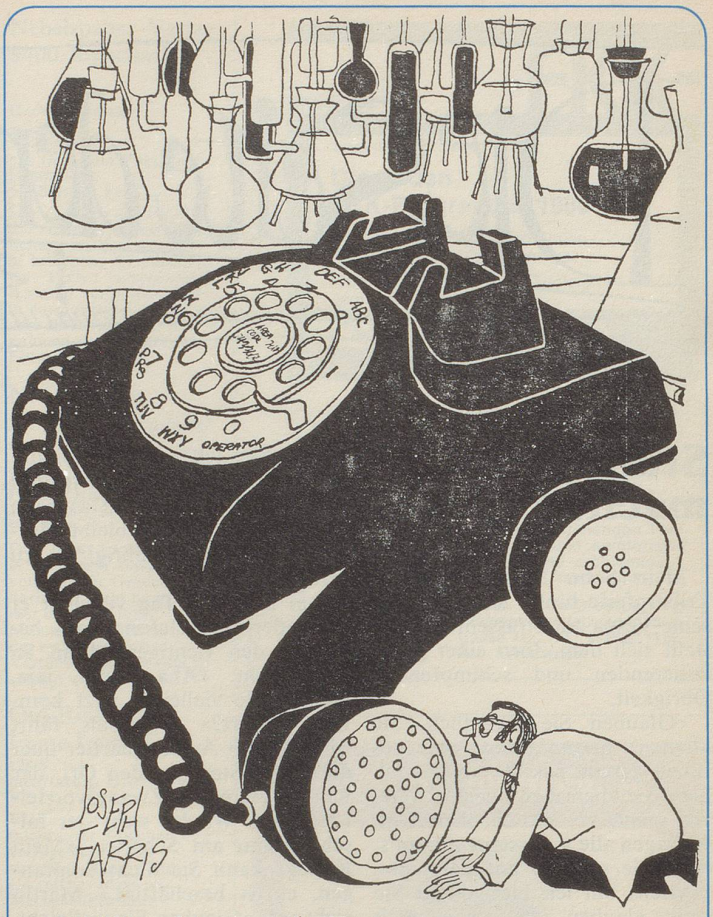
Wie kommt denn der Aushilfslehrer damit zurecht? Bestimmt kennt er die Spässe auch, hat er doch selbst lange genug auf der Schulbank gesessen.

Kann eine ausgelassene Schar hoch aufgeschossener Jünglinge und selbstbewusster Dämlein einen jungen Menschen nicht verlegen machen, ihm gar Angst einjagen? Ist nicht schon manchem jungen Lehrer oder Studenten dabei die Freude am Unterrichten vergangen, sind ihm nicht zumindest Zweifel an seinen Fähigkeiten gekommen?

Ich stelle meine Töchter zur Rede. Ich versuche, ihnen klarzumachen, wie unfair ihr Benehmen ist. Oh, sie wissen es selbst recht gut, sie haben sogar Mitleid mit dem Lehrer: «Aber ich muss ein bisschen mitmachen; wenn man nicht mitmacht, ist man sofort zum Aussenseiter gestempelt, man gehört nicht dazu, man wird geschnitten.» Klassenterror – ein Wort, das man heute oft hört. Bestimmt gibt es ihn; wo fängt er an?

Ich will meinen Töchtern eine flammende Rede halten, gespickt mit Wörtern wie «gutes Beispiel geben» und «Zivilcourage». Aber da fällt mir etwas ein, etwas, das mich lähmt. Habe ich nicht lange Zeit versucht, zu einer Nachbarin zu stehen, obwohl sie von allen Bewohnern abgelehnt wurde? Habe ich nicht am Schluss klein beigegeben, weil ich nicht von allen Nachbarn geschnitten werden wollte?

Fehlt es an Toleranz oder an Zivilcourage oder gar an beidem? *BK*



*«Liebling, hier spricht Egon.
Ich wollte dir nur sagen, dass ich erstens heute etwas später nach Hause komme. Zweitens ...»*

Flügge Kinder

Sie jammern wieder in der «bunten» Presse, die Mütter, deren Kinder flügge geworden sind und das Heim verlassen wollen. Als ob sich die Mamis nicht zwanzig oder mehr Jahre lang auf diese Zeit hätten vorbereiten können!

Als die Kinder klein waren, wünschten sich die meisten Mütter, unabhängiger zu sein, mehr Freiheit zu geniessen. Nun haben sie sie und scheinen damit nichts anfangen zu können. Wenn Kinder erwachsen sind, haben sie das Recht auf ihr eigenes Leben, und es ist gut, wenn sie nicht allzulange im Elternhaus bleiben. Das ist eine alte Wahrheit.

Was wir Eltern dadurch gewinnen, ob wir nun allein oder noch zu zweit sind, das sollten wir voll geniessen: Wir können unsere Zeit nach unserem eigenen Lebensrhythmus einteilen, Diät essen, ohne dass Kostgänger reklamieren, das Fernseh- und Radioprogramm ansehen und anhören, das wir bevorzugen, in der Tonstärke, die für uns erträglich ist! Nachts können wir ruhig schlafen, müssen nicht immer mit einem Ohr aufpassen, ob der Junior oder die Juniorin schon heimgekommen ist. Viele Aengste, die wir früher hatten, fallen weg. Jetzt ängstigen sich unsere Schwiegertöchter, wenn der Gatte nicht rechtzeitig nach Hause kommt, wir dagegen sind davon befreit! Ist das nicht schön? Sollten wir nicht dankbar und zufrieden sein, anstatt zu jammern?

Was tun mit der Freizeit? Hobbies pflegen und nicht aufgeben, auch während der Zeit, da die Kinder noch zu Hause sind.

Ich weiss, es gibt Kurse, die aus dem Beruf ausgeschiedenen Frauen helfen, nach Jahren zurückzukehren. Das war in der Zeit der Hochkonjunktur möglich, aber heute, machen wir uns nichts vor, sind wir mittleren und älteren Jahrgänge nicht mehr gefragt. «Jung und dynamisch» sollten wir sein.

Rezepte für den dritten Lebensabschnitt gibt es massenhaft, doch auch unter ihnen muss man wählen. Uns nicht zu wichtig nehmen, mehr auf unsere Mitmenschen eingehen, das wäre allerdings, glaube ich, ein allgemein gültiges Rezept für uns «Zurückgebliebene». *Hege*

Schwitzhemden

Zwar ist England keine Kolonialmacht mehr, aber es ist auf andere Weise präsent, auch in der Schweiz. In der Sprache nämlich. Diese Infiltration dauert nun schon etliche Jahre und wächst stetig. Wer englische Brocken von sich gibt, bewegt sich auf höherem Niveau als der, der redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Wer etwas auf sich hält, sagt «ou kei» und «bääi, sii juu». So ist im Lauf der Zeit der Verkaufschef zum Sales Manager, die Serviertochter zur Service Hostess avanciert. Eine Firma sucht per Inserat Mitarbeiterinnen für einen Full-time-Job. Ein Sommerpullover ist längst kein Sommerpullover mehr, sondern ein T-Shirt.

Jedoch: Wer seine Ware in einer Fremdsprache anpreisen will, täte gut, sie einigermassen zu beherrschen. Es wirkt nämlich etwas peinlich, wenn die Damen-Unterziehpullover im Schaufenster eines renommierten Warenhauses mit «sweat-shirts» benamst werden. Vielleicht sollte es «sweet-shirts» heissen – süsse Hemden. Wie ja alles, was mit der Damenmode zusammenhängt, süss, hauchzart, weiblich weich usw. ist. Oder habe ich bloss noch nicht gemerkt, dass Schwitzhemden in diesem Winter hochaktuell sind, weil die Heizungen auf Sparflamme brennen?

«Braun ist beautiful» lockt die Höhensonne im Schaufenster des Elektrohändlers. Weil beautiful doch schöner als schön ist! Selbst der Trödler in der Altstadt will punkto Fremdsprachenkenntnisse nicht zurückstehen. «Der Shop ist open», verkündet ein Täfelchen neben der Ladentür.

Und noch etwas aus unserer von Touristen vielbesuchten Altstadt, aus einem gediegenen Café nämlich. Fand ich dort eines Tages beim Studieren der Speisekarte, dass man hier nicht, wie andernorts, Snacks serviert, sondern Snakes – Schlangen! Worauf mir eine Passage aus einem Gedicht einfiel, das vor langer Zeit einmal meine Schwester auswendig lernen musste: «Hier wendet sich der Gast mit Grausen.»

Da der Café-Besitzer nicht anwesend war, schrieb ich ihm von daheim einen freundlichen Brief. Darin lobte ich seinen vorzüglichen Kaffee und teilte ihm anschliessend mit, ich sei etwas irritiert darob, dass man in seinem schönen Lokal Schlangenfleisch serviere. Er möge doch im Wörterbuch nachschlagen und die Speisekarte korrigieren. Es täte mir leid, wenn sein Etablissement bei englischsprechenden Gästen zum Gespött würde.

Es dauerte einige Wochen, bis die Schlangen vom Speisezettel verschwunden waren. Eine Antwort habe ich von jenem Cafébesitzer nie bekommen. Ich hatte auch keine erwartet. Welcher Mann lässt sich schon gern von einer Frau belehren!

Annemarie A.

Freunde und Helfer

In Zürich, am Donnerstagabend; eilig gingen die Menschen ihres Weges, nur darauf bedacht, ihre Einkäufe zu machen. In Sekundenschnelle geschah es, ohne dass jemand es erfassen konnte. War meine ängstliche Hündin erschreckt oder rücksichtslos gestossen worden, so dass sie einen halben Meter über den Trottoirrand hinausgeriet? Vom Hinterrad eines Autos touchiert, überschlug sie sich und lag, schreiend vor Schmerz, neben mir im Strassengraben. Es folgte: Behandlung des schwer verletzten Hinterlaufs im Tierspital, Leidensstunden zu Hause. Zum Wasserlösen schleppte sich das geplagte Tier nachts in den Garten. Die Treppe von der Haustüre hinunter bewältigte die Hündin, aber zurück vermochte sie die Stufen nicht zu nehmen, und ihre Leidensmiene schien zu sagen: «Ich kann nicht mehr.» In der kalten Nacht schlug es drei Uhr, keine Stunde, um hilfsbereite Nachbarn zu rufen, und ich, rückengeschädigt, konnte den Hund nicht hinauftragen.

Wer wacht? Dein Freund und Helfer, die Polizei. Ganz in der Nähe befindet sich ein Posten. Ich rief an, brachte mein ungewöhnliches Anliegen vor, bat, man möge mir den Hund ins Haus tragen, es handle sich um wenige Minuten. «Ich kann meinen Posten nicht verlassen, ich bin allein und muss beim Telefon bleiben, doch ich werde versuchen, Ihnen einen Streifenwagen zu schicken.» Wirklich fuhr nach kurzer Zeit ein Wagen vor, und die Insassen lösten das Problem. Sorgfältig wurde das arme Tier ins Haus getragen – vom Freund und Helfer, der Polizei. Danke.

Nanette

Ein Traum

Gestern hatte ich einen Traum. Ich stand in einem grossen Bahnhof; aus dem Lautsprecher ertönte die anonyme Stimme einer Frau: «Der Zug nach Irgendwohin wird gleich auf dem Geleise ... abfahren. Bitte einsteigen und Türen schliessen!»

Ich musste weg. Ich war gezwungen, zu fahren. Eine unbekannte Person verfolgte mich wie ein Schatten und liess mir keine Möglichkeit, zu entfliehen. Ich musste weg.

Dörfer, Menschen, ihre Tätigkeiten, die Natur – alles, dem ich begegnete während der Fahrt, interessierte mich nur im Vergleich zu meinem erzwungenen Ziel – dem kleinen Dorf aus Steinhäusern auf dem Berg.

Und dann kam ich an.

Ein dicker Nebel, der das Dorf versteckte, und das geschlossene Haus bereiteten mir keinen freundlichen Willkomm. Es war noch zu früh, um mich enttäuschen zu lassen. Jedoch: ein unsicheres Gefühl kam in mir auf. Ueberlegend stand ich vor dem Tor und wagte nicht hineinzugehen; aber es gab kein Zurück mehr. Für wie lange, wusste ich nicht. Vielleicht für immer.

Ich war dort und musste dort bleiben. Ich musste es aushalten, ich wollte es.

Von irgendwoher erreichte mich der Glockenklang einiger Kühe; die Luft roch nach Holzfeuerrauch. Da war Leben. Diese Feststellung gab mir Kraft. Ich trat über die Schwelle.

Es war schon Abend. Niemand meldete sich bei mir. Kleine Lichter – sie schienen mir viele Kilometer entfernt zu sein – brannten in den Häusern und signalisierten die Anwesenheit von Menschen.

Am Morgen danach schien die Sonne. Ich blickte kurz aus dem kleinen Fenster: eine Katze näherte sich dem Haus. Später lief eine männliche Gestalt in Schwarz vorbei. Am Mittag brannte das Feuer auch bei mir. Der Mann, der es mir anzündete, schaute mich stolz an. Ich versuchte, mit ihm ein paar Worte zu wechseln – ohne Erfolg. Erst viel später gelang es mir, mit Schwierigkeiten, an die Einwohner heranzukommen. Als Fremde war ich nicht erwünscht im Dorf. Verschlossen und scheu zogen sich die Leute, vom herben Leben geprägt, zurück. Mit Mühe gewann ich ihr Vertrauen, und mit der Zeit akzeptierten sie mich. Ich war kein Neugieriger, kein Beamter, kein Vertreter. Ich war ein armer Mensch, weil ich meine Familie, meine Stadt, meine Freunde – alles hatte verlassen müssen.

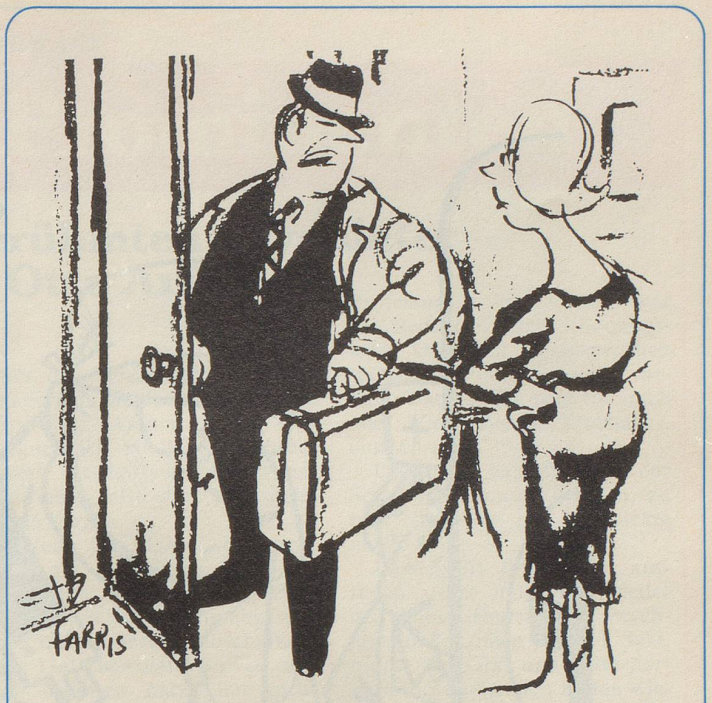
Die Frauen sprachen mit mir über das Wetter und brachten mir Eier und Brot, die Männer zeigten mir, wo gutes Holz zu finden war. Ich lernte das einfache Leben. Ich lernte mit wenig auskommen. Ich lernte die Menschen besser verstehen und ihnen zuhören. Ich fühlte mich gut und war glücklich.

Plötzlich befand ich mich wieder zu Hause, in der gewohnten Umgebung, bei den befreundeten Leuten. Aber ich war nicht zufrieden, nicht mehr. Rund um mich fand ich eine dichte Mauer und kein Licht; ich fand meinen Weg nicht mehr.

Dann wachte ich auf.

Jetzt frage ich mich, wo das Dorf liegt, wo die Leute sind. Ich frage mich, ob es überhaupt so ein Dorf gibt. Ist es in meiner Nähe? Wo muss ich es suchen? Wie kann ich meinen Traum verwirklichen?

Anita Mathis-Fry



«Nun mache ich endgültig reinen Tisch: ich gebe das Rauchen, das Trinken und dich auf!»